

Peter Schneider „Die Frau an der Bushaltestelle“

Erinnerungsplörre

Von Carsten Hueck

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 22.11.2025

Westberlin in den 1960-er Jahren. Proteststürme und Liebeswallungen, Privates und Politisches findet in diesem Erinnerungsbuch zusammen. Ein Roman zwischen Fakten und Fiktion, Utopie und Scheitern.

Am Anfang steht das Vergessen. Und die Erkenntnis, niemand solle sich auf sein eigenes Gedächtnis verlassen. So sieht das der Ich-Erzähler, ein älterer Herr, der auf die wilden Jahre im Westberlin der 1960er Jahre zurückblickt. Erinnerungen arbeiten selbstständig. Was man im Alter meint, erlebt zu haben, das zeigt Peter Schneider in seinem Roman, ist womöglich bloß Erfindung, im besten Fall: ein literarisches Spiel.

Wenig teilt der Autor über die gegenwärtigen Lebensumstände seines Ich-Erzählers mit. Der sinniert vor allem über eine weit zurückliegende Liebesgeschichte, angesiedelt in der Zeit, in der Schneider eine prominente Rolle als Teil der außerparlamentarischen Opposition spielte. 1973 erschien Schneiders Erzählung „Lenz“. Sie machte ihn zum Repräsentanten einer Generation, die geglaubt hatte, die Verhältnisse umstürzen und eine bessere Gesellschaft errichten zu können. Die Erzählung dokumentierte literarisch das Scheitern der damaligen politischen und persönlichen Utopien.

Mit „Die Frau an der Bushaltestelle“ kehrt der mittlerweile Fünfundachtzigjährige nun in die Zeit und das Milieu zurück, aus dem heraus auch sein „Lenz“ entstand.

Einer fürs Reden, der andere fürs Bett

Der Ich-Erzähler Sebastian bemüht sich, den Nachnamen seines ehemals besten Freundes Nick aus der Erinnerung hervorzuholen, zu dem er seit langer Zeit keinen Kontakt mehr hat. Nick, Student und angehender Schriftsteller, war ihm den 60ern zwar nah, doch zugleich intimer Konkurrent. Eine klassische Dreiecksgeschichte verband die beiden jungen Männer mit der attraktiven Isabel. Nick hatte sie im Vorbeifahren an einer Bushaltestelle bemerkt, sich auf ihren Fuß beim Einsteigen fokussiert und in diesem Moment beschlossen, sie sei die Frau seines Lebens. Mit Hartnäckigkeit und Glück gelingt es ihm wenig später, Isabel, die aus der DDR stammt, tatsächlich kennenzulernen. Sie arbeitet als Bibliothekarin und entwirft „Klamotten für junge Leute“.

Peter Schneider

Die Frau an der Bushaltestelle

Kiepenheuer und Witsch Verlag, Köln

309 Seiten

25,00 Euro

Über Isabel lernen sich Nick und Sebastian kennen, und schnell legt sie die Aufgabenverteilung fest: Sebastian ist für Gespräche zuständig, Nick für das Bett. Zwar sind alle einander zugetan, aber immer wieder kommt es zu Spannungen. Die Männer prügeln sich, versöhnen sich, analysieren und beflügeln sich, machen gemeinsam mit Isabel Urlaub oder streifen mit ihr durch die Kulturszene der Stadt. Und natürlich wird viel diskutiert. Über die politischen Verhältnisse, Deutschlands Nazi-Erbe, Vietnam. Zwischen Selbstverwirklichungs- und Revolutionsträumen verändert sich schließlich das Verhältnis: Nick zwingt Isabel zu einer Abtreibung. Sie radikalisiert sich und schließt sich dem bewaffneten Untergrund an.

„Ich fragte sie, ob sie den Film „Jules und Jim“ gesehen hatte. Es sei ein Film über zwei sehr verschiedene Männer, die dieselbe Frau liebten. Isabel gab mir zu verstehen, dass sie seit Langem nicht mehr ins Kino gehe.“

Das Trio zerfällt, die Lebenswege driften auseinander, die Utopie zersplittert. Die Geschichte wird retrospektiv erzählt, mit Überlegungen und Kommentaren des Ich-Erzählers zum damaligen Geschehen.

Lauwarmer Kaffee

In diesem Alterswerk wird spekuliert und gedeutet, das Flair der Sechzigerjahre aufgerufen, die Figuren selbst aber bleiben blass. Das gilt für die Protagonisten ebenso wie für Randfiguren, in denen man Andreas Baader und Ulrike Meinhoff erkennen kann. Sie wirken wie Zitate, der Nachhall einer Wirklichkeit, der der Autor nachspüren möchte. Unklar bleibt, ob er eine vielleicht tragische Liebesgeschichte schreiben wollte oder das Porträt seiner Generation und einer historischen Epoche. Oder über die Tücken der Erinnerung. Nicht eindeutig ist, ob er absichtsvoll, aus poetologischen Gründen, Fakten und Fiktion vermischt, oder einfach nachlässig war beim Umgang mit Jahreszahlen und Sprache. Eine Email ist ein paar Zeilen weiter ein Brief, die Amtszeit von Willy Brandt als amtierender Berliner Bürgermeister um ein paar Jahre verschoben, Isabel soll einen Film in der DDR vor dem Mauerbau gesehen haben, der erst 1974 entstand ist. Und dass Anfang der 1960er Jahre in der Cafeteria der Freien Universität bereits Espresso und Cappuccino serviert wurden, überrascht zumindest. Denn beim Lesen stellt sich unwillkürlich der Geschmack von lauwarmen Kaffee ein. Ziemlich abgestanden.